



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Frauenfrage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Frauenfrage



Man muß es den Leiterinnen der Frauenbewegung lassen, daß sie ihre Ziele mit Eifer und Ausdauer verfolgen. Seit mehr als zehn Jahren sind sie unausgesetzt bemüht, ihre Ideen und Forderungen in Zeitungsartikeln, Broschüren und öffentlichen Vorträgen zu verbreiten und nicht nur die Frauenwelt von der Notwendigkeit der Reformen, die sie planen, zu überzeugen, sondern auch hervorragende Männer dafür zu gewinnen.

Jeder klar denkende Mensch wird ja nun zugeben, daß gegenwärtig unter den unversorgten Frauen und Mädchen ein großer Notstand herrscht, und daß es eine unabweisbare Pflicht der Eltern ist, ihren Töchtern eine Erziehung zu geben, die diesen, besonders wenn sie keine Renten haben und ledig bleiben, eine wirtschaftliche Selbständigkeit ermöglicht. Es giebt im Mittelstande und unter den höhern Beamten sehr wenig Leute, die die Zukunft ihrer Töchter durch ein genügendes Kapital sicher stellen können, und denen es gelingt, die Töchter unter die Haube zu bringen. Die meisten Beamtenfamilien leben heutzutage aus der Hand in den Mund, und wenn der Vater die Augen schließt, hinterläßt er die Töchter oft ärmer, als es die eines Arbeiters sind. Es ist daher vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ganz erklärlich, daß sich in der letzten Zeit soviele höhere Beamte, Professoren, Schriftsteller und andre gebildete Mitglieder der großen Kaste der Enterbten und Vermögenslosen für die Frauenfrage erwärmt und die Ziele der ganzen Bewegung als erstrebenswert und notwendig bezeichnet haben. Die idyllischen Zustände, wo Vater und Mutter die Hände in den Schoß legten und lächelnd warteten, bis der richtige Freier kam und das Töchterchen zu einer glücklichen jungen Hausfrau machte, sind lange vorüber. Aus dem nutzlosen passiven Verfahren sind daher die entschlossenen Mütter jetzt zu einem mehr Erfolg versprechenden aktiven übergegangen. Sie schleppen den keuchenden Mann und die vor Aufregung stumpfsinnig gewordne Tochter aus einer Gesellschaft in die andre, aus einem Tanzvergnügen ins andre, aus einem Wohlthätigkeitsbazar in den andern, aber alles ist umsonst. Kein Freier meldet sich, und die Tochter kann dem Himmel danken, wenn sie bei dieser Hezjagd nur verblüht und nicht auch körperliche Leiden davonträgt.

Die Zahl der Verheirathungen im gebildeten Mittelstande hat in den letzten zehn Jahren ungeheuer abgenommen. Man kann rechnen, daß sich in diesen Kreisen unter hundert Mädchen nur noch zwanzig verheirathen, das sind aber dann vor allem die, die auch ledig ganz gut von ihrem Gelde hätten leben können. Die Ausichten eines armen gebildeten Mädchens, sich zu verheirathen, sind heutzutage so gering, daß es ein geradezu unverantwortlicher Leichtsinns der Eltern wäre, die Töchter nur auf die Ehe zu verweisen und ihnen eine Bildung vorzuenthalten, die ihnen auf jeden Fall eine wirtschaftliche Selbstständigkeit sichert.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Zustände im höchsten Grade ungesund sind, denn der natürliche und auch volkswirtschaftliche Beruf der Frau liegt darin, eine neue Familie zu gründen und dem Staate neue Bürger zu schaffen. Aber wir sind nun einmal durch unsre ganze wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in diese ungesunden Zustände hineingeraten und müssen uns mit ihnen abfinden.

Es giebt in Deutschland weit mehr Frauen als Männer — der Unterschied übersteigt eine Million —, und diese überzähligen Frauen würden auch ledig bleiben, selbst wenn sich alle Männer verheiratheten. Nun haben wir aber gegenwärtig in Deutschland in runden Zahlen etwa 25 Millionen männliche und 26 Millionen weibliche Personen. Im Jahre 1885 hatten wir etwa 24 Millionen weibliche Personen. Von diesen befanden sich ungefähr 8 Millionen im heiratsfähigen, d. h. im Alter von achtzehn bis achtundzwanzig Jahren. Es kamen also 1885 auf jeden Jahrgang etwa 800 000 heiratsfähige Mädchen, die alle in einem Jahre unter die Haube hätten gebracht werden müssen; denn im nächsten Jahr drängte schon wieder dieselbe oder eine noch höhere Zahl von Ehestandsbewerberinnen nach. Die Statistik zeigt jedoch, daß im Jahre 1885 nur 368 629 Mädchen und Witwen geheirathet haben, daß also weit mehr als die Hälfte der heiratsfähigen Jungfrauen hat ledig bleiben müssen. Rechnen wir hierzu die Thatfache, daß die Verheirathungen in den untern Volksschichten viel zahlreicher sind als in den obern, so wird man unsrer Behauptung, daß sich in unserm gebildeten, aber wirtschaftlich wenig besetzten Mittelstande von hundert Mädchen höchstens zwanzig verheirathen, gewiß beipflichten.

Thatächlich giebt es eine ernste und die volle Aufmerksamkeit des Staats erheischende Frauenfrage auch nur in diesem Stande. Die Töchter unsrer vermögenslosen, nur auf ihren Gehalt angewiesenen höhern Beamten, Professoren, Offiziere, Pfarrer, Lehrer u. s. w. haben gegenwärtig aus verschiednen Gründen die geringste Aussicht darauf, einen eignen Herd zu gründen. Der Industrielle oder der Kaufmann heirathet, selbst wenn er reich ist, aus geschäftlichen Gründen keine arme Beamtentochter (Ausnahmen bestätigen die Regel), der Offizier darf ohne das Kommißvermögen von sechzigtausend Mark keine Ehe schließen, und unsre jungen Beamten, Juristen, Philologen u. s. w. haben in dem Alter, wo

sie gern heiraten möchten, ein so kleines Einkommen, daß sie kaum als Junggesellen damit reichen. Heiraten sie aus romantischer Schwärmerei z. B. eine arme Professorentochter, so pflegt bald die ganze Misere der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit über sie hereinzubringen, und die armen Teufel mit ihrem „Meer voll Liebe“ werden dann gewöhnlich die bespötteltesten oder beklagten Warnungszeichen für einen ganzen Kreis sesshafter, aber nicht „hineingefallener“ Junggesellen. Dazu kommt, daß der Staat und die Gemeinde nicht das geringste Interesse daran zu haben glaubt, ob ihre Beamten oder Lehrer verheiratet sind oder nicht. Im Gegenteil, sie thun alles, um dem Junggesellen das Leben so behaglich und dem Verheirateten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Der Junggeselle bekommt denselben Wohnungsgeldzuschuß wie der verheiratete Kollege, rückt in dieselben Gehaltsstufen und erhält denselben Urlaub; er zahlt nicht einen Pfennig mehr Abgaben, obgleich er sein Einkommen ganz allein für sich und seinen Luxus verbraucht, während sein verheirateter Kollege, von Familienpflichten und Familienorgen gehegt, nur den geringsten Bruchteil seines Einkommens für seine persönlichen paar Bedürfnisse verwenden kann. Der Junggeselle ist das verhätschelte Schößkind der Behörden und der Gesellschaft. In es giebt ganze Berufskreise, in denen man nur noch als Junggeselle „Karriere machen“ kann. In den höhern Verwaltungsfächern — der Reichskanzler selbst ist Hagestolz — tritt der verheiratete Beamte, wenn er eine vermögenslose Frau hat, weit hinter den völlig freien Junggesellen zurück, und auch beim Militär wächst das Junggesellentum, besonders in den obern Stellen, zu immer größerem Umfange an. Den meisten Offizieren bleibt auch schlechterdings unter den heutigen verkehrten Zuständen nichts weiter übrig. Ein gebildetes Mädchen aus einer dem Offizierstande entsprechenden Beamtenfamilie kann er nicht heiraten, weil unsre Geheimräte arm wie die Kirchenmäuse sind, und in die Kreise, wo sich das Kapital angeammelt hat, will mancher nicht hineingeraten, weil ihm das Progentum widerwärtig ist.

Wir sehen also, daß die Töchter unsrer höhern Beamten sehr wenig Aussicht haben, sich mit Männern ihres gesellschaftlichen Kreises zu verheiraten. Andre Kreise aber, der kleine Kaufmann, der kleine Beamte, der Handwerker u. s. w. kommen bei dem ängstlich gehüteten Kastengeist mit ihnen nicht in die geringste Berührung. Aus ihnen rekrutirt sich daher auch die größte Zahl der unversorgten jungen und alten Mädchen.

Man giebt es ja eine große Zahl von höhern Beamten, die einen ziemlich bedeutenden Gehalt haben und bei einer vernünftigen Geldwirtschaft nicht vermögenslos zu bleiben brauchen, aber nur wenige giebt es, die einen Spargroschen für ihre Töchter zurücklegen. Das meiste verbrauchen die Söhne, und was dann noch übrig bleibt, das wird bei vielen in dem gesellschaftlichen Schlendrian, durch offizielle Abfütterungen und andre Festlichkeiten vergeudet. Es giebt

Beamte, die mehr als den fünften Teil ihres Gehalts in ganz strafwürdiger Weise verschwenden, nur weil sie zu schwach sind, ihre vermeintlichen Repräsentationspflichten abzuschütteln. Man kann mit den vermögenslos hinterbliebenen Töchtern solcher Leute kein Mitleid haben, um so weniger, als die ewigen Vergnügungen, Tändeleien und Toiletten Sorgen bei den meisten Mädchen dieser Kreise eine Oberflächlichkeit, Genußsucht und Arbeitsscheu hervorzurufen pflegt, die zu jeder ernstern Thätigkeit unfähig macht. Wir wollen nicht vergessen, hinzuzufügen, daß an dieser verkehrten Töchtererziehung weniger die Väter, wenn sie nicht selbst alte Weiber sind, als vielmehr die lieben vergnügungssüchtigen Mütter schuld sind.*) Die oft gehörte Entschuldigung, daß durch die Festessen mit den vielen „Gängen“ und durch die Anschaffung zahlreicher Gesellschafts-toiletten Geld unter die kleinen Leute komme, ist sehr thöricht. Denn die Tausende und Abertausende, die im Laufe der Saison ausgegeben werden, fließen zum größten Teil in die Hände der Zwischenhändler, Kleiderjuden und Stofffabrikanten, die sich wohl hüten, ihre Einnahmen unter die kleinen Leute zu bringen.

Könnten es unsre höhern Beamten nur einen Winter hindurch über sich gewinnen, dem kostspieligen gesellschaftlichen Firlefanz zu entsagen, der im Grunde doch nur Hohlköpfe befriedigen kann, und könnten sie es, was freilich undenkbar ist, über sich gewinnen, auch noch auf die übliche Renommirreise im Sommer zu verzichten, die für die meisten doch nur eine Heßjagd aus einem Hotel ins andre ist, könnte man dann diese Beamten bewegen, die dadurch in einem Jahre ersparten Summen zu einem Kapital zusammenzuschießen, so könnten dafür so viel Heimstätten für Beamtentöchter gegründet werden, daß Not und Elend zeit lebens von ihnen fernbleiben würden. Aber solch ein Vorschlag würde ja von der ganzen tonangebenden Frauenwelt mit Hohn gelächert zurückgewiesen werden; wir erinnern uns auch, in der ganzen Flut von Broschüren, die die Frauenfrage behandeln, nicht eine einzige Schrift gefunden zu haben, in der diese Forderung an unsre höhern Beamten gestellt

*) Es ist keine Frage, daß die Frauen unsrer höhern Beamten, Professoren, Offiziere u. s. w. an den widerwärtigen Zuständen in unserm gesellschaftlichen Leben die meiste Schuld haben. Vor vierzig oder fünfzig Jahren gab es noch eine einfache, edle, echt deutsche Geselligkeit. Die Hauptsache war damals nicht das Essen und Trinken, sondern die witzige, den Geist anregende, freilich auch Geist beanspruchende Unterhaltung. Seitdem aber die reich gewordenen Budiker und Hausknechte oder deren Töchter kraft ihres Geldbeutels in die Gesellschaft gekommen sind, ist alles anders geworden. Gegenwärtig sind wir soweit, daß jeder gesund denkende und empfindende Mensch, der einmal eine Gesellschaft in unsern höhern Beamten- oder Professorenkreisen mitmacht, über die Geistlosigkeit, Gespreiztheit und Albernheit des Treibens geradezu entsetzt ist und sich vorfindet, als wäre er in einen Kreis stumpfsinniger, aber vornehm thuerender Geldprogen geraten. Wer schafft hier Abhilfe? Die Grenzboten stehen leider so hoch, daß diese Kreise sie nicht zu lesen pflegen, also auch nicht durch sie gebessert werden können.

worden wäre. Wer diese Kreise nicht kennt, kann sich keinen Begriff von dem leichtsinnigen Drauslosleben, der Oberflächlichkeit und Genußsucht machen, die dort herrschen. Man hat es ganz verlernt, ohne Amüsament auch nur die geringsten Opfer für allgemeine Zwecke zu bringen; wir brauchen hier wohl nicht näher auf die berühmte Bazarwohlthätigkeit mit ihrer geheuchelten Menschenliebe und ihren unanständigen Töchteraussstellungen einzugehen. Daß aber unsre höhern Beamten mit ihren herausgeputzten Frauen und Töchtern immer wieder diesen Schwindel mitmachen, jahraus jahrein, daß ihnen das ganze verlogne gesellschaftliche Treiben nicht endlich zum Ekel wird, daß sie sich im Gegenteil darin überbieten, ihren Gästen immer kostspieligere Überraschungen, immer reichere und feinere „kulinarische Genüsse“ vorzusetzen — das ist ein Skandal.

Zu dieser Genußsucht unsrer gebildeten, tonangebenden Frauenwelt kommt als zweiter Fehler ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit. Es gilt jetzt schon in den kleinen Städten nicht mehr „fein,“ die Gäste mit den von der Hausfrau selbst zubereiteten Speisen zu bewirten. Die ganze Abfütterung wird einem „Traiteur“ in „Entreprise“ übergeben, der gedeckweise bezahlt wird, und der für alles zu sorgen hat, für Tischkarten und Tafelschmuck, für Geschirr und Tischzeug, für die Gerichte und die Bedienung, oft sogar für Tische und Stühle und für den Klavierspieler. Das heißt, die Hausfrau ist Gast im eignen Hause — kann man sich etwas verkehrteres vorstellen? Im Grunde sind diese unsinnigen Zustände aber auch nur die Folgen des ungesunden gesellschaftlichen Lebens in den höhern Kreisen. Die Repräsentationspflichten — auch so eine Erfindung eitler und dummer Menschen — nehmen die Frauen so in Anspruch, daß ihre ganze Thätigkeit im Hause zu einem geschäftigen Müßiggang herabsinkt. Sehr richtig sagt Hedwig Dohm in ihrem geistvoll geschriebnen Buch: *Der Frauen Natur und Recht* (Berlin, 2. Auflage, 1894): „Das deutsche Hausfrauentum von heut ist nur ein Schatten, eine Karrikatur von dem früherer Jahrhunderte, wo die Frauen teil hatten an der Industrie. Jene Hausfrauen brauten das Bier, spannen das Garn, webten das Zeug. Sie buken das Brot, sie pökelten das Fleisch und bestellten den Obst- und Gemüsegarten. Sie fertigten köstliche Gewande, sie klöppelten Spitzen und hatten doch noch Zeit, musterhafte Gattinnen und Mütter zu sein. Unsre Hausfrauen spinnen nicht und weben nicht, sie sticken nicht köstliche Gewande und pflanzen nicht. Was thun sie denn? Sie spielen. Sie spielen mit der Küche, mit den Kindern, sie spielen — mit dem Leben.“

Bekommen solche Damen aber einmal unter dem Druck eines wild gewordenen Ehemannes ernsthafte wirtschaftliche Anwandlungen, so begehen sie gewöhnlich neue Dummheiten. Sie fangen nicht bei den großen unnötigen Ausgaben zu sparen an, sondern bei den kleinen nötigen, und ziehen ihrer ausgehungerten Schneiderin fünfzig Pfennige vom Lohn und dem armen Bauern-

weibe fünf Pfennige vom Pfund Butter ab. Mit dieser Art des Sparens glauben sie dann die Pflichten einer gewissenhaften Hausfrau erfüllt zu haben. Was die moderne Hausfrau von der früherer Jahrzehnte unterscheidet, ist das, daß sie überhaupt nicht mehr Hauswirtin ist, sondern im besten Falle nur noch Haushälterin, d. h. sie ist nicht mehr produktiv, schafft nichts neues, wirtschaftlich verwertbares, sondern sie verbraucht nur das Vorhandne oder Gegebne mit mehr oder weniger Berechnung. Beschränken sich diese modernen, nur die Einnahmen verwirtschaftenden Hausfrauen auf die Beamtenfamilien, so wäre das Übel noch nicht so groß. Leider finden sie sich jetzt auch schon im Handwerkerstande, und was noch schlimmer ist, sogar unter den Landwirten. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es giebt Gutsbesitzerfrauen, denen die eigne Geflügelzucht unbequem ist, und die ihr Hühnchen lieber auf dem Wochenmarkt in der Kreisstadt kaufen! Unsrer Landwirte leiden fast alle unter der Untüchtigkeit ihrer Frauen, wenn sie es auch aus Furcht oder ritterlicher Gefinnung nicht Wort haben wollen. Welchen Wert eine tüchtige, produktive Hausfrau für den Handwerker unsrer kleinen Städte hat, das weiß jeder, der das Leben in diesen Orten aus eigener Erfahrung kennt. Was aber in den kleinen Städten von den Handwerkerfrauen gilt, das gilt in den großen von den Frauen der Fabrikarbeiter; die bieten aber doch wenigstens für ihre wirtschaftliche Untüchtigkeit einen Ersatz durch ihre bezahlte Fabrikarbeit, sie helfen mit verdienen.

Von einem wirklichen Notstande unter den Frauen und Mädchen der Arbeiterkreise kann nicht die Rede sein, denn auch das Los der weiblichen Dienstboten ist nicht schlecht. Wenn sie unabhängig von einer Herrschaft leben wollen, so steht es ihnen jederzeit frei, ihre Arbeitskraft in den Fabriken auszunutzen. Dazu kommt, daß sie durch die Unfall- und Altersversicherung vor der schlimmsten Not geschützt sind. Für das Mädchen aus dem Volke, das wirklich arbeiten will, ist gesorgt. Schon weniger ist das der Fall bei einer etwas höher stehenden Gruppe von Mädchen, die aus den Kreisen der kleinen Beamten und Gewerbetreibenden stammt. Sie bilden das große Heer der Ladenmädchen, Buchhalterinnen, Probirmamsellen, Schneiderinnen, Wirtschaftserinnen, Jungfern, Kinderfräuleins und „Stützen der Hausfrau.“ Ein Teil dieser Mädchen verheiratet sich wieder an kleine Beamte und Gewerbetreibende, aber viele gehen zu Grunde, und nur eine kleine Zahl der unverheirateten erhält eine feste Anstellung oder findet im Alter ein sicheres Plätzchen bei Verwandten oder Freunden. Bei dieser zweiten Gruppe fängt schon der Notstand an, aber die Berufskreise, die diesen Mädchen offen stehen, sind doch so zahlreich und oft auch so lohnend, daß schon besondres Unglück oder Viederlichkeit dazu gehört, wenn sie zu Grunde gehen.

Je weiter man aber in der Gesellschaftsschicht nach oben kommt, desto enger werden die Grenzen, in denen vermögenslose Frauen und Mädchen eine

Berufsthätigkeit und ihr Brot finden. Der wunderliche Begriff der Salonfähigkeit — den meisten Geheimrätstöchtern ist die ganze Welt nur ein großer Salon zum Kotillontanzen — hat die Köpfe unsrer Frauen und Mädchen derart verdreht, daß eine junge Dame, die etwa als Buchhalterin in Stellung ginge, damit sofort aus den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft verbannt wäre. Denn es gilt ihnen als ganz selbstverständlich, daß in ihren Salon nur solche Wesen gehören, die nicht ernsthaft zu arbeiten und zu verdienen brauchen, sondern die die feine Kunst verstehen, sich aus Nichtigkeiten ein interessantes Dasein aufzubauen. Wie vernünftige Väter diese Drohnenwirtschaft unter ihren Töchtern auf die Dauer ruhig mit ansehen können, ist uns stets unverständlich gewesen. Nur einem Berufe wird von diesen Damen die Salonfähigkeit zugesprochen, dem der Lehrerin oder der Gouvernante. Ganz feudal ist es zwar auch nicht, sich mit fremden „Bälgern“ herumzuärgern, aber es gehört doch ein großes Maß von geistiger Bildung zu dem Berufe einer Lehrerin, und der geistigen Bildung kann man doch den Salon nicht gut verschließen. Will also die höhere Beamtentochter ihre Zukunft sichern, so tritt sie ins Lehrerinnenseminar und läßt sich in zwei oder drei Jahren zu einer „perfekten Erzieherin“ drillen.

Man sollte nun meinen, daß die Verfechterinnen der Frauenrechte diesen vielbesuchten, vom Staate eingerichteten und beaufsichtigten Anstalten ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten und vorhandne Mängel und Mißbräuche abzustellen suchten. Das ist aber nicht der Fall. In ihrer Verblendung und in ihrem Kampfeszeifer lassen sie diese Seminare links liegen und stürmen fortwährend gegen das große Thor, das ihnen den Weg zu den Universitätsstudien öffnen soll. Das ist höchst unklug gehandelt. Mit dem Lehrerinnenseminar war ihnen eine feste Grundlage gegeben, die sie nicht verlassen durften, und auf der sie, Stein auf Stein, allmählich weiterbauen konnten. In Sachsen haben die Volksschullehrer, die ihre Seminarprüfung mit der ersten Zensur bestehen, das Recht, dann auf der Universität zu studiren und das wissenschaftliche Oberlehrerexamen zu machen. Dasselbe Recht auf die Lehrerinnen mit guten Zeugnissen zu übertragen, würde keine Schwierigkeiten gemacht haben. Eine Agitation in dieser Richtung wäre, wenigstens in Sachsen, nicht aussichtslos gewesen. Statt dessen haben die Frauen einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen. Sie wollen den jungen Mädchen, die bis zum sechzehnten Jahre eine rein moderne Bildung genossen haben, noch eine zweite, rein gymnastiale eintrichtern — ein anderer Ausdruck ist nicht gut anwendbar —, damit ihnen nach dem Abiturientenexamen nicht nur die philosophische, sondern womöglich sämtliche Fakultäten offen stehen. Nicht mit der Gründung von Mädchen-gymnasien mußten die Frauen beginnen, sondern mit einer Reform unsrer Lehrerinnenseminare, wenn sie glauben, daß die Universitäten den Nothstand unter den Frauen wirklich beseitigen könnten.

Ist es nicht ein Unsinn, wenn eine königlich preußische Prüfungskommission einem neunzehnjährigen Mädchen, das zwei oder drei Jahre ein Seminar besucht hat, nach der Prüfung amtlich bescheinigt, daß es nun imstande sei, in allen Klassen einer höhern Mädchenschule zu unterrichten? Gälte diese Bescheinigung für ein oder zwei Fächer, wie es bei den akademisch gebildeten Lehrern der Fall zu sein pflegt, so ließe man sich das gefallen, aber sie gilt nicht für zwei, sondern für dreizehn, sage dreizehn Lehrfächer, bis in die oberste Klasse hinauf, nämlich für Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturgeschichte (Zoologie, Botanik und Mineralogie), Naturlehre (Physik und Chemie), Schreiben, Zeichnen, Gesang, Turnen und Handarbeit! Man frage sich einmal, was es heißt, eins dieser Lehrfächer so zu beherrschen, daß man darin mit gutem Gewissen unterrichten kann, und dann multiplizire man die dazu gehörigen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten mit dreizehn; dann weiß man, was in dem Kopfe einer jungen geprüften Lehrerin steckt oder doch nach amtlichen Vorschriften stecken sollte. Es ist grauenhaft! Nun könnte man ja meinen, daß die bei der Prüfung an die armen Mädchen gestellten Forderungen vielleicht nicht so groß wären, und daß man bei der Beurteilung ihrer Kenntnisse wohl milde verführe. Aber Rücksicht und Milde liegt nicht im Sinne der preußischen Regierung. Schon im Jahre 1879 heißt es in einer Ministerialverordnung: „Mit Rücksicht darauf, daß die Lehrerinnenbildungsanstalten nunmehr genügend Zeit gehabt haben, den ihnen durch die Prüfungsordnung vom 24. April 1874 vorgezeichneten Zielen entsprechende Lehrpläne aufzustellen und durchzuführen, hebe ich die Bestimmung in dem die bezeichnete Prüfungsordnung begleitenden Erlasse vom 24. April 1874, welche die Anlegung eines mildern Maßstabs bei Beurteilung der Leistungen der Bewerberinnen vorschreibt, hierdurch auf. Insbesondere wolle das königliche Provinzialschulkollegium durch seinen Kommissarius der vielfach vorkommenden Auslegung des § 19 der Prüfungsordnung begegnen, als müsse eine Bewerberin für bestanden (!) gelten, wenn sie nur in drei Hauptfächern genügt; es ist vielmehr selbstverständlich, daß eine Bewerberin, welcher die nötigen Kenntnisse in mehreren Nebenfächern nicht ausreichend zu Gebote stehen, nicht als genügend befähigt anzusehen ist.“ Diese drei Hauptfächer sind Religion, Deutsch, Rechnen, und bei den Bewerberinnen für mittlere oder höhere Mädchenschulen kommen noch Französisch und Englisch hinzu. Unzureichende Kenntnisse in einem dieser Fächer schließen also die Bewerberin von vornherein aus.

Es verlohnt sich, auf diese Prüfungsordnung noch etwas näher einzugehen, denn sie ist einzig in ihrer Art und wird bei Lehrern, die sie noch nicht gekannt haben, entweder Hohngelächter oder Entrüstung hervorrufen. Die jungen Mädchen haben in der schriftlichen Prüfung einen deutschen Aufsatz, eine Rechenarbeit, eine französische und eine englische Arbeit zu liefern. „Die Arbeiten,

heißt es in § 13, sind in einem (!) Tage zu vollenden und dürfen nicht mehr als sieben (!) Stunden in Anspruch nehmen. Sie werden unter Aufsicht und in Klausur gefertigt.“ Ist das nicht eine geradezu barbarische Vorschrift? Beim Abiturientenexamen an unsern Gymnasien werden, damit den jungen Leuten Zeit und Ruhe bleibt, die schriftlichen Arbeiten auf mehrere Tage verteilt. Das neunzehnjährige Mädchen aber, das vor der Prüfung schon durch die fortwährende Gedächtnisarbeit ganz stumpf und nervös geworden ist, soll vier schriftliche Arbeiten aus verschiedenen Wissensgebieten an einem Tage in sieben Stunden zustande bringen! Nach der Prüfungsordnung zu urteilen, ist das ganze Lehrerinnenzeugnis nur eine Prämie auf ein gutes Gedächtnis. Wem die äußerlich angelernten und aufgespeicherten Kenntnisse am sichersten „zu Gebote stehen,“ wer am schnellsten knallen kann, der erreicht das Ziel. „Die mündliche Prüfung, heißt es in § 15, wird vor der gesamten Kommission abgelegt und verbreitet sich (!) über die Erziehungs- und Unterrichtslehre, sowie über sämtliche (!) obligatorische Lehrgegenstände der höhern Mädchen-, beziehungsweise (!) der Volksschule.“ Wir wollen einmal zwei obligatorische Fächer herausgreifen. In der Religion wird verlangt: „Allgemeine Bekanntschaft mit dem Lehrinhalt der heiligen Schrift und mit der heiligen Geschichte Alten und Neuen Testaments in ihrem Zusammenhange, sowie mit den Hauptthatfachen der Kirchengeschichte, Kenntnis des Schauplatzes der heiligen Geschichte. Die Bewerberin muß instande sein, eine biblische Geschichte im Anschluß an die Ausdrucksweise der Bibel — ohne indes an den Wortlaut gebunden zu sein — frei zu erzählen und über den religiösen und sittlichen Inhalt derselben Auskunft zu geben. Sie muß den Katechismus ihrer Kirche kennen, über den Sach- und Wortinhalt derselben Auskunft zu geben vermögen, zu seiner Erklärung Bibelsprüche, biblische Erzählungen, Liederverse und Lieder heranzuziehen wissen und eine Anzahl (!) geistlicher Lieder mit richtigem Verständnis aus dem Gedächtnis wiedergeben und erklären.“ Das ist ungefähr daselbe, was von einem Schulamtskandidaten verlangt wird, der in Religion die facultas docendi für mittlere Gymnasialklassen haben will. Und das ist von den dreizehn Fächern, in denen das junge Mädchen geprüft wird, eins! In der Geographie wird verlangt „neben einer speziellern Bekanntschaft mit dem engern und weitem Vaterlande eine allgemeine Kenntnis der politischen Geographie der fünf Erdteile und der Hauptsachen aus der physischen und aus der mathematischen (!) Geographie. Die Bewerberin muß die gebräuchlichsten Lehrmittel, wie Atlanten, Globen, Tellurien kennen und anzuwenden wissen.“ In der Weise geht es auch durch die andern Fächer. Man weiß wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Aber traurig ist es, daß dieser Unfug in Preußen nun schon seit zwanzig Jahren besteht, und daß sich im preussischen Abgeordnetenhaufe noch nie eine Stimme dagegen erhoben hat. Vor fünf Jahren schrieben einmal die Grenzboten, daß im Abgeordnetenhaufe bei dem

Titel „Höhere Mädchenschulen“ bei den meisten Volksvertretern die Stimmung einzufehren pflege, die man auf „Knospenbällen“ bei ältern Herren wahrnehmen könne. Das trifft auch heute noch zu. Es werden bei diesem Titel ein paar Witze gemacht über das bekannte Aufsatzthema: Gedanken und Gefühle eines jungen Mädchens beim Anblick eines Leutnants, dann geht man zur Tagesordnung über. Der ganze alte Unfug und Schlendrian geht fröhlich weiter, und die alten Räte und die Prüfungskommissionen können ungestört weiter prüfen, und die Seminare ihre Zöglinge weiter nudeln.

Hier hätten die Vorkämpferinnen der Frauenfrage einmal ihre Stimme laut erheben und eine durchgreifende Reform verlangen sollen. Denn das sieht doch jeder, daß die Ausbildung und Prüfung unsrer Lehrerinnen auf diese Weise ein reiner Humbug ist. Was die Prüfungsordnung verlangt, ist bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften nicht einmal von einem gelehrten Polyhistor zu leisten, geschweige denn von einem neunzehnjährigen Mädchen. Es ist unbedingt notwendig, daß, wie bei den akademisch gebildeten Lehrern, auch bei den Lehrerinnen eine Arbeitsteilung durchgeführt werde. Einer Bewerberin, die in zwei wissenschaftlichen Fächern Tüchtiges leistet und eine gute allgemeine Bildung hat, müßte ebenso gut wie dem Schulamtskandidaten das Lehrzeugnis gegeben werden. Zugleich könnte den Lehrerinnen mit guten Zensuren, wie in Sachsen den Volksschullehrern, das Recht eingeräumt werden, ihre Studien auf der Universität zu vervollständigen und sich dort in dem einen oder andern Fache die Befähigung zum Unterricht in den obern Klassen zu erwerben. Der Staat hat kein Recht, den wenigen besonders beanlagten Frauen, die sich schon auf dem Seminar ausgezeichnet haben, die Hörsäle der Universität zu verschließen und zu verlangen, daß sie sich die Kenntnisse, die sie zum Unterricht in den obern Klassen brauchen, auf Privatwegen aneignen. Jede autodidaktische Bildung ist mühevoll, langwierig und aufreibend, und diese Mühe kann und muß tüchtigen Lehrerinnen erleichtert werden. Es würde sich dabei immer nur um Ausnahmen handeln, aber diesen Ausnahmen gegenüber müßten sich die deutschen Universitäten auch gleichmäßig verhalten. Wo die philosophische Fakultät die Frauen einmal zum Studium zugelassen hat, da darf sie die Bewerberinnen auch nicht von den Prüfungen zurückweisen. Gegenwärtig besteht in diesen Dingen völlige Willkür. In Leipzig können die Frauen die Kollegien besuchen, werden aber zu keinem Examen zugelassen; in Heidelberg dürfen sie nicht studieren, können sich aber den akademischen Prüfungen unterziehen. Was sind das für wunderliche Zustände!

Wenn wir es aber für wünschenswert halten, daß man den besonders beanlagten, seminaristisch gebildeten Lehrerinnen das Recht erteile, durch ein Universitätsstudium ihre Kenntnisse in einem besondern Lehrfach zu erweitern und zu vertiefen und sich über ihre wissenschaftliche Weiterbildung in einer Prüfung auszuweisen, so wollen wir damit nicht etwa in den Ruf der Reform-

partei einstimmen, die für das weibliche Geschlecht gleiche Erziehung, gleiche Freiheiten und gleiche Rechte verlangt wie für das männliche, und dabei von der sozialdemokratischen Auffassung ausgeht, daß die zwischen Mann und Weib vorhandenen geistigen und seelischen Unterschiede nur auf einer jahrtausendalten zum Nachteil des Weibes betriebenen sozialen Mißwirtschaft beruhten und durch Erziehung beseitigt werden könnten (vgl. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, S. 223). Diese Unterschiede sind nicht künstlich gemacht, sondern ursprünglich und natürlich. Bebel beruft sich auf die Naturwissenschaft und auf Darwin, aber gerade Darwin hebt wiederholt die durch die Natur gegebenen Unterschiede zwischen den männlichen und den weiblichen Wesen hervor. Der Freiburger Professor Ziegler hat sich mit seinem soeben erschienenen Buche: Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie (Stuttgart, 1894) das große Verdienst erworben, daß er das wissenschaftliche Gebahren Bebels in seiner Richtigkeit aufdeckt. In Bezug auf die Frauenemanzipation sagt Ziegler: „Man kann nicht erwarten, daß irgend eine Neuordnung der sozialen Verhältnisse — welche es auch sei — die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Frau in absehbarer Zeit aufheben könne. Wer mit Darwin auf dem Boden der Naturwissenschaften steht, der wird also der von Bebel vertretenen prinzipiellen Forderung nach der vollständigen sozialen und politischen Gleichstellung der Frau keine Sympathie entgegenbringen können. Man wird vielleicht auch nicht mit Bebel das Ideal der Erziehung darin sehen, daß die Unterschiede des Charakters und der Neigungen, wie sie bei Knaben und Mädchen zu beobachten sind, durch die Erziehung ausgeglichen und aufgehoben werden sollen; man wird solche Tendenz für naturwidrig halten.“

Das ist ganz unsre Ansicht. Wir können daher auch die Gründung von Mädchengymnasien nicht gutheißen. Was glauben denn die Vorkämpferinnen der Frauenfrage damit zu erreichen? Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß sich in Deutschland jährlich etwa fünfzig begabte Mädchen finden werden, die das Abiturientenexamen machen können. Aber wäre damit die Frauenfrage gelöst, daß diese fünfzig begabten Mädchen Medizin oder Philologie studieren? Wir haben gesehen, daß von jedem Jahrgang der heiratsfähigen Mädchen 400000 unversorgt bleiben, und wenn sie kein Vermögen haben, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Schlecht gerechnet, gehört der zehnte Teil dieser großen Zahl, also 40000, den höhern, aber mittellosen Ständen an. Wäre es nun eine Lösung der Frauenfrage, wenn von diesen 40000 Mädchen fünfzig als Ärzte untergebracht würden? Und ist man wirklich so sicher, daß die junge Medizinerin auch instande sein wird, ihre Studien zu Ende zu führen und ihr Staatsexamen zu machen? Muß man nicht befürchten, daß die armen Wesen auf Gebiete geführt werden, wo sie unter der Last der geistigen Arbeit und der körperlichen Anstrengung schließlich zusammenbrechen, sodaß die Mehrzahl nach schweren Enttäuschungen das Studium ganz aufgeben und dann doch

noch nach einem andern Berufe greifen muß? Wir befürchten das sehr und berufen uns dabei auf eine Statistik, die der Basler Professor der Gynäkologie H. Fehling in seiner Schrift: „Die Bestimmung der Frau“ giebt. Darnach wurden in Zürich von 1864 bis 1891 im ganzen 335 Studentinnen der Medizin immatrikulirt. Von diesen 335 haben nur 37 ihre Studien soweit getrieben, daß sie promovirt werden konnten, also etwa der zehnte Teil hat das Ziel eines anstrengenden Studiums erreichen können. Von etwa 600 an schweizerischen Universitäten immatrikulirten Medizinerinnen haben überhaupt nur 26 das abschließende, zur ärztlichen Praxis berechtigende Staatsexamen gemacht, unter 25 nur eine einzige.

Wir gestehen, daß uns bei diesen traurigen Ergebnissen die ganze so lärmend betriebne Agitation für Mädchengymnasien und Frauenuniversitäten sehr thöricht und leichtfertig erscheint, und wir verstehen nicht, wie sich bedeutende Gelehrte und Politiker für diese unzweifelhaft aussichtslosen Unternehmungen einer kleinen Gruppe begabter, aber ehrgeiziger Frauen mit solchem Eifer verwenden können. Selbst wenn wir annehmen, daß in Deutschland die Ergebnisse besser sein würden als in der Schweiz, und daß es den Frauen bei uns gelingen würde, zu Hunderten in die ärztliche Praxis hineinzukommen, so drängt sich doch sofort die Frage auf, welche Ausichten auf Verdienst sie dann haben würden. Wer die aus der Berufsüberfüllung stammende Misere kennt, die schon jetzt unter den meisten Ärzten herrscht, der muß befürchten, daß die pekuniären Erfolge der Ärztinnen in gar keinem Verhältnis zu den Kosten und der Zeit ihres Studiums stehen würden. Schon jetzt kommt in Deutschland auf dreitausend Einwohner ein Arzt, dabei wird die Konkurrenz immer ärger, da die Zahl der Mediziner auf den Universitäten von Jahr zu Jahr wächst.

Es ist also wahrhaftig kein beneidenswertes Loß, das ein begabtes, thatkräftiges und nebenbei doch auch nicht mittelloses Mädchen erwartet, wenn es nach der Beendigung seiner Studien endlich in die Praxis tritt. Es giebt schon jetzt Ärzte, die zufrieden sind, wenn sie ein Einkommen von zweitausend Mark jährlich haben. Auf soviel wird die junge Ärztin nicht rechnen können. Das sind aber doch für alle die Mühen und Opfer klägliche Erfolge.

Selbst wenn statt der Mädchenschulen überall Mädchengymnasien eingerichtet würden, und den Frauen das Studium aller Wissenschaften geöffnet würde, so wäre der Notstand unter den unverforgen Frauen damit noch keineswegs verringert. Wir haben schon jetzt eine solche Überfüllung der gelehrten Berufsarten, daß sich viele junge Leute, wenn sie nicht verhungern wollen, andern, praktischen Berufen zuwenden und auf die durch Staatsprüfungen gewonnenen, aber wesenlosen Rechte verzichten. Das kommt nicht bloß bei den Medizineren vor, sondern auch bei den Juristen, Philologen und Theologen. Die vielgerühmte Gelehrteneschule, das Gymnasium, das jährlich viele Tausende

für das praktische Leben oft gänzlich unbrauchbar gemachter junger Leute entläßt, diese Brutstätte eines gelehrten unproduktiven Proletariats ist für das wirtschaftliche Leben des deutschen Volks von unermeßlichem Schaden gewesen und hat seinen praktischen Sinn und seinen welterobernden Unternehmungsgeist geradezu gelähmt. Und diese für den internationalen Kampf ums Dasein völlig ungeeignete Erziehung soll nun auch unsern Mädchen zu teil werden?

Der Prinz Heinrich zu Schönau-Karolath hat am 6. Februar d. J. im Reichstage für die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Berufe gesprochen und gefordert, daß das Reich diese Angelegenheit in die Hand nehme. Von dem Berliner Mädchengymnasium sagte er: „Wenn die Herren wüßten, was sehr leicht aus dem verschiednen vorliegenden, reichhaltigen Material zu beweisen ist, wie groß das Interesse ist, das aus allen Kreisen Deutschlands speziell dieser Anstalt in Berlin entgegengebracht wird — Sie würden sich mit uns die Frage überlegen: was soll das Studium der Frauen, wenn sie nachher nicht in der Lage sind, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben?“ Wir fragen, was soll überhaupt das langwierige, kostspielige, Geist und Körper anstrengende Studium der Frauen, was soll das ihnen staatlich verliehene Recht, zu praktizieren, wenn sie in der immer stärker werdenden Konkurrenz überhaupt keine oder nur eine ganz unzulängliche Thätigkeit finden? Was sollen alle diese auf gelehrte Berufsarten hingehenden Bestrebungen der Frauen? In England, in der Schweiz, in Schweden und andern Ländern dürfen die Frauen als Ärztinnen schon lange praktizieren, aber ist dadurch in diesen Ländern der wirkliche Notstand der unverheirateten und unversorgten Mädchen auch nur im geringsten verändert worden? Im Gegenteil, die Frauenfrage tobt dort ärger als bei uns.

Es giebt nur eine verständige, natürliche und wirkungsvolle Lösung der Frauenfrage, und die liegt in der Ehe. Alle andern Mittel und Maßregeln sind gekünstelt, unnatürlich und auf die Dauer wirkungslos. Der Staat und die Gesellschaft können daher, wenn sie es mit der Frauenfrage wirklich ernst meinen und nicht bloß Sport damit treiben, keine andern Bestrebungen haben, als die Eheschließungen auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Man mag reden, was man will, es bleibt dabei: eine Frau, die keine eigne Familie gründet und dem Volke keine neuen Bürger schenkt, hat ihren natürlichen Beruf verfehlt. Die Mädchen wollen auch alle gern heiraten und ihren eignen Herd gründen — die Ausnahmen gehören zu einer besondern, entarteten Klasse von weiblichen Wesen —, und wenn sie einen Mann bekommen können, so lassen sie gern die ganze Wissenschaft zum Teufel fahren und verzichten, wenn ihnen der Mann in der Familie eine wirtschaftliche Selbständigkeit bietet, mit Freuden auf alle angelegerten Kunststücke, gesellschaftlichen und akademischen Ehren. Auf welche Weise die Eheschließungen und Familiengründungen in den gebildeten Kreisen erleichtert werden könnten, ob durch Unterstützungen,

Steuerherabsetzungen und andre Vergünstigungen, ob durch eine auf Anspruchslosigkeit, Einfachheit und wirtschaftliche Tüchtigkeit gerichtete Erziehung unsrer Jugend, ob durch eine hohe Besteuerung der gutsituierten Junggesellen oder durch andre volkswirtschaftliche Maßregeln, darüber mögen unsre Abgeordneten, die an die Zukunft unsers Volks denken, und der Staat, der das meiste Interesse an einem gesunden Familienleben hat, einmal debattiren. Aber das Mädchen-gymnasium mögen sie als das behandeln, was es ist: als eine Krankheitserscheinung.

Aber wir haben ja gesehen, daß, selbst wenn alle jungen Männer heirateten, doch noch eine große Zahl überschüssiger Mädchen übrig bleiben würden, und davon nicht wenige aus der gebildeten Gesellschaft. Auch für diese muß gesorgt werden, aber auch das kann geschehen ohne Mädchen-gymnasium und ohne Frauenuniversität. Die höhere Mädchenschule und das Seminar reichen vollständig dazu aus. Es ist ein leichtes, die Fächer auf dem Seminar so zu trennen, daß sich die jungen Mädchen je nach ihrer Begabung die sprachlich-historischen oder die naturwissenschaftlichen (Physik, Chemie, Zoologie, Botanik) auswählen können. Je mehr sie sich auf ein paar Fächer beschränken, desto gründlicher können sie arbeiten. Dem jungen Mädchen, das sich die naturwissenschaftlichen Fächer gewählt hat und darin ihre Prüfungen besteht, müßten die Pharmazie, das Studium der Zahnheilkunde, die Krankenpflege und die geburtshilfliche Thätigkeit offen stehen. Man erschrecke nicht über den zuletzt genannten Beruf; eine Ärztin müßte ihn ja auch ausüben, und trotzdem würde sie salonfähig bleiben. Gerade dieser Beruf kann von großem Segen werden, wenn ihn gebildete Frauen ausüben. „Es wäre vorzuziehen, sagt Professor Fehling in der genannten Schrift, wenn dem von der Frau vom Anbeginn der Welt an innegehabten Beruf der Geburtshelferin bessere Elemente zugeführt würden. Der Stand der Hebammen rekrutirt sich, wie ich aus zwanzigjähriger Erfahrung weiß, mit wenig Ausnahmen aus den untersten Elementen in Stadt und Land. Diesen Frauen vertraut der Gatte das Beste und Höchste an, was er hat, das Leben seiner Gattin in ihrer schwersten Stunde. Nun spreche ich durchaus nicht dafür, die Geburtshelferin am Bett der Gebärenden durch männliche Hilfe zu ersetzen, das Weib eignet sich gerade durch seine Kunst in der Krankenpflege weit besser zur Besorgung all der kleinen Liebesdienste und Handreichungen im Verlauf der Geburt, und, wer wollte es leugnen, auch die weibliche Schamhaftigkeit verlangt hier die weibliche Hilfe. Gebildete Mädchen, die sich in andern Berufsarten oft kümmerlich durchschlagen, könnten mit einiger Lust und Liebe zur Sache hier ein schönes Feld gewinnen. Aus solchen gebildeten Elementen könnte der Staat durch längere Ausbildung und etwas höhere Anforderungen im Examen eine bessere Klasse von Geburtshelferinnen schaffen, ihnen dann etwas weitere Befugnis als den bisherigen geben, zumal in Gegenden, wo die nächste Hilfe des

Arztes schwer zu erlangen ist. Einen solchen Beruf kann die Frau ganz ausfüllen, in dem Beruf als Ärztin wird sie immer nur halbes leisten.“

Das ist ein vortrefflicher Vorschlag, der unsern ganzen Beifall findet. Es wäre dringend zu wünschen, daß die einzelnen Regierungen endlich Stellung zu den Forderungen der Frauen nähmen und ihrerseits mit durchführbaren Vorschlägen und Anordnungen kämen, damit das ewige sinnlose Experimentiren mit unsern Mädchen endlich aufhört.



Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung

von Konrad Lange



Die eigentümlichen Verhältnisse unsers gegenwärtigen Kunstlebens, die heftigen Angriffe, die neuerdings einerseits gegen die Kunstakademien, andererseits gegen den künstlerischen Geschmack des Publikums gerichtet worden sind, geben mir Veranlassung, eine vor kurzem im Auftrage der philosophischen Gesellschaft der Wiener Universität veranstaltete Übersetzung der akademischen Reden von Sir Joshua Reynolds*) etwas ausführlicher zu besprechen. Denn diese Reden enthalten, wie ich zeigen werde, ein sehr wertvolles Material zur objektiven Beurteilung dieser Fragen, die sonst nur allzu oft vom einseitigen Parteistandpunkt aus behandelt werden. Die sorgfältige Übersetzung umfaßt sämtliche fünfzehn Reden, die Reynolds als Präsident der Royal Academy in London in den Jahren 1769 bis 1790 gehalten hat. Dreizehn davon sind bei Gelegenheit der jährlichen Preisverteilungen, zwei bei andern Gelegenheiten, nämlich bei der Eröffnung der Akademie und bei ihrer Übersiedlung in ein neues Gebäude, gehalten worden. Die sieben ersten hatte Reynolds schon 1778 auf Anregung der Akademie veröffentlicht, die ganze Sammlung ist nach seinem Tode öfter in englischer Sprache (am bekanntesten ist die Ausgabe von Malone) erschienen. Einige deutsche Übersetzungen sind teils unvollständig, teils schwer zugänglich.

Der Zweck der Reden war nach Reynolds eigener Aussage, „gewisse allgemeine Begriffe festzustellen, die für die Ausbildung eines gesunden Geschmacks geeignet scheinen.“ Während er die praktische Ausbildung der Schüler den ein-

*) Zur Ästhetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds. Übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen, Register und Textvergleichung versehen von Dr. Eduard Leisching. Leipzig, C. E. W. Pfeffer, 1893.